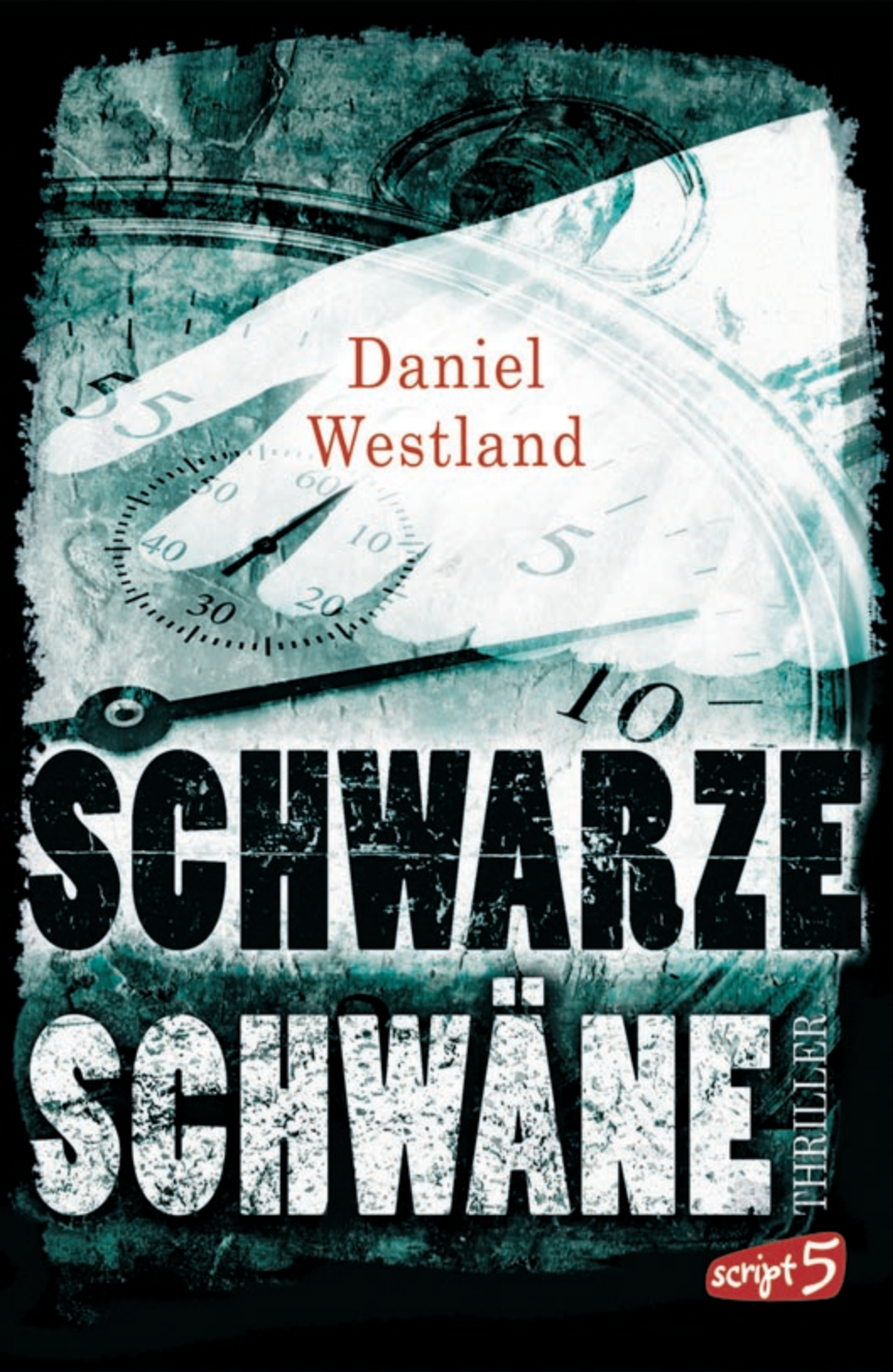
Daniel
Westland
SCHWARZE
SCHWÄNE
THRILLER
script 5

Klappenbroschur, 14,0 x 21,5 cm, 368 Seiten, März 2012
€ 12,95 (D), € 13,40 (A), CHF 18,90
ISBN 978-3-8390-0140-0

© 2012 script5
script5 ist ein Imprint der Loewe Verlag GmbH, Bindlach

Alle Rechte vorbehalten. Die weitere Verwendung der Texte und Bilder,
auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig
und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder
die Verwendung in elektronischen Systemen.

www.script5.de

Als Thorge nach Hause ging, war es immer noch warm. Sein schwarzes T-Shirt war inzwischen komplett durchgeschwitzt. Zwei Stationen vor seiner normalen Haltestelle stieg er aus und ging zügig durch einige Straßen, bis er eine Wohngegend erreichte, in der nur wenige Menschen unterwegs waren. Er sah sich um, konnte aber niemanden entdecken, der auch nur im Entferntesten verdächtig war.

Er zog das Prepaidhandy, das sie ihm vor Monaten gegeben hatten, aus seiner Umhängetasche. Seine Aufgabe hatte bislang nur darin bestanden, die Abstracts, die er für Koch anfertigte, ein zweites Mal auszudrucken und per Post ohne Absender an ein Postfach in Freiburg zu schicken. Für jede Sendung erhielt er tausend Euro. Die Transfercodes für Western Union kamen per SMS auf dieses Handy.

Da Koch nur mit öffentlich zugänglichen Quellen arbeitete, konnte Thorge sich beim besten Willen nicht vorstellen, großen Schaden anzurichten. Schon als der Asiate ihn an einem Samstag im Plattenladen angesprochen hatte, war er begierig gewesen zu erfahren, wozu er die Infos eigentlich benötigte. Doch sein Gegenüber hatte ihm unmissverständlich klargemacht, dass Fragen absolut unerwünscht waren.

Mit zitternden Fingern schaltete Thorge das Handy ein, dann rief er die letzte SMS auf und drückte *Rückruf*. Er hatte keine Ahnung, wer rangehen würde, aber der Einbruch bei Jennifer hatte ihn misstrauisch gemacht.

Es klingelte ein Mal, dann klickte es mehrfach, als würde die Nummer weitergeschaltet, schließlich klingelte es erneut, dreimal nacheinander. Das Klingeln hörte auf und wieder klickte es, als hätte jemand das Gespräch angenommen, aber niemand sagte etwas.

»Hallo?«, fragte Thorge verunsichert.

»Ja?«, sagte eine merkwürdig tonlose Stimme. Blechern. Eigenartig.

Ein seltsames Scheppern hallte durch die Leitung. Thorge fragte sich, ob sein Gesprächspartner einen Stimmverzerrer einsetzte – und ob es die überhaupt in Wirklichkeit gab oder nur in Erpresserfilmen.

»Ja, also … äh«, begann Thorge und ärgerte sich über sein Gestotter. Er räusperte sich und holte tief Luft. »Meine Kollegin Jennifer … also … bei der wurde eingebrochen. Und wir glauben, na ja, wir haben uns gedacht, es hat vielleicht mit ihrer Arbeit zu tun. Und deswegen wollte ich wissen, also … na ja.«

»Was?«, fragte die Stimme.

»Ob ich mir Sorgen machen muss. Ob ich was tun kann?«

»Ob du dir Sorgen um dich machen musst?« Es klang, als hallte die Stimme durch ein langes Metallrohr. »Oder ob du mehr Geld verdienen kannst?«

Thorge presste das Handy derart fest ans Ohr, dass sein Ellenbogen schmerzte. Plötzlich bellte neben ihm ein Hund und er schrak zusammen. Unbewusst war er beim Sprechen weitergegangen und das Tier warf sich wild bellend gegen den Zaun, wieder und wieder. Thorge hätte beinahe das Handy fallen gelassen. Hastig ging er zurück in die Richtung, aus der er gekommen war.

»Beides, glaube ich«, murmelte er. »Muss ich mir Sorgen machen um mich? Und kann ich noch etwas für Sie tun?«

»Aha. Du denkst also mit. Zeigt auch der Anruf unter dieser Nummer. Das ist begrüßenswert, aber auch gefährlich. Vergiss das nicht.«

Thorge rieb sich mit der Hand über den Oberarm. Auf einmal fröstelte ihn. Er war sich ziemlich sicher, dass er mit dem Mann sprach, der ihn engagiert hatte. Der war nicht sonderlich sympathisch gewesen, aber er hatte gewusst, was er wollte. »Ja, und was soll ich jetzt tun?«, fragte er schließlich.

»Wie viel weiß Jennifer?«

»Worüber?«

»Worüber wohl?« Die Stimme klang nun, da sie einen verärgerten Ton angenommen hatte, noch unheimlicher. »Über Gott und die Welt! Über den Forschungsgegenstand natürlich!«

»Äh, alles. Also, alles, was ich weiß, jedenfalls. Und was Koch weiß, natürlich. Was eben in den Abstracts steht. Ihr Job ist es, die Infos zu sichten. Ich sortiere das Material noch genauer und erstelle anschließend die Übersicht. Und Koch ordnet das dann ins große Ganze ein.«

»Sie weiß also nichts?«

»Doch, hab ich doch gerade gesagt. Sie weiß alles. Und sie ist echt intelligent. Jung, aber richtig fit im Kopf.«

Am anderen Ende der Leitung hörte er ein Geräusch, das anscheinend einem Seufzen entstammte. Aufgrund der Stimmverzerrung klang es allerdings eher, als wären irgendwo ein paar leere Dosen umgefallen.

»Und jetzt geht sie davon aus, dass der Einbruch etwas mit ihrer Arbeit zu tun hat, mit der Risikoanalyse?«

»Ja, das tut sie. Das tun wir alle.« Thorge runzelte die Stirn. »Es scheint auch zu stimmen, oder?«

Darauf bekam er keine Antwort. Stattdessen sagte die Stimme:

»Na gut. Ich kümmere mich darum. Du machst einfach weiter wie bisher.«

Ein Knacken in der Leitung ließ Thorge erkennen, dass das Gespräch beendet worden war.

* * *

Young-Sun legte auf. Möglicherweise hatte er in seinem Übereifer die gesamte Operation gefährdet. Das war äußerst ärgerlich, aber jetzt nicht mehr zu ändern. Nachdem Jennifer nun mit Sicherheit Verdacht geschöpft hatte, musste er die Angelegenheit konsequent zu Ende bringen.

Aber wie? Er sah auf die Uhr, es war bereits nach acht. Er würde über die Sache schlafen und konnte nur hoffen, dass sie bis morgen keinen Schaden anrichtete.

Er fuhr langsam durch die Luisenstraße. Gegenüber von Meyers Wohnung war ein Parkplatz frei und er hielt an, um nachzudenken. Bei ihr oben im dritten Stock brannte Licht, aber er konnte niemanden am Fenster sehen. Vielleicht sollte er versuchen, eine Wohnung auf der gegenüberliegenden Straßenseite anzumieten? Aber was würde das bringen? Nein, er musste näher an sie herankommen. Herausfinden, was sie wusste, und sie eindringlich davor warnen, weiter in die Materie einzudringen.

Young-Sun rieb sich die Stirn. Wenn Thorge recht hatte und Jennifer tatsächlich nicht mehr wusste, wie war es dann möglich, dass sie ihm innerhalb so kurzer Zeit so oft in die Quere gekommen war? Die Frage quälte ihn, doch er fand keine Antwort. Immerhin hatte dieser Trottel sich überhaupt bei ihm gemeldet. Bislang war er von der Ausbeute der Rekrutierung enttäuscht. Nichts als haufenweise Papier. Er hatte sich mehr davon versprochen. Aber offenbar war RISK gar nicht so dicht an ihnen dran, wie sie befürchtet hatten.

Nach einiger Zeit ließ Young-Sun den Motor an und fuhr nach Hause. Er trank ein Bier und legte sich schlafen.

Mitten in der Nacht schreckte er dann plötzlich hoch. Sein Fenster war offen, aber die Luft stand förmlich in dem kleinen Raum. Er hatte sich in seiner Decke verwickelt und versuchte, sie abzustrampeln. Ärgerlich kniff er die Augen zusammen und knurrte. Was war es nur, das ihn geweckt hatte? Vielleicht das Hupen eines Autos unten auf der Straße? Nein! Jetzt fiel es ihm wieder ein. Er hatte im Traum eine Idee gehabt. Oder eine Idee geträumt? Wie auch immer. Er wusste jetzt, was zu tun war.

Vor lauter Aufregung gelang es ihm kaum, wieder zur Ruhe zu kommen und einzuschlafen.

* * *

Jennifer war äußerst besorgt. Sie hielt ihr Fenster geschlossen, auch wenn es dadurch drückend heiß wurde. Sie träumte schlecht und wälzte sich im Bett hin und her. Bei jedem Geräusch schrak sie zusammen, das Bremsen eines Autos auf der Straße ließ sie ebenso hochfahren wie ein Hupen, ein unerklärliches Klappern oder auch zu lang anhaltende Stille.

Sie sah auf die Uhr: Es war kurz nach zwei. Verdammter Mist! Wie sollte sie am nächsten Tag zur Arbeit gehen, wenn sie nicht schlief? Aber das Unterbewusstsein ließ sich nun mal nicht zwingen. Irgendetwas hielt sie wach. Angst, Misstrauen, aber auch eine gewisse Portion Neugier mischten sich in ihrem Blut, ihrem Kopf und dem Herzen zu einer großen Unruhe.

Schließlich gab sie auf, schlug die Bettdecke beiseite und setzte sich an ihren Schreibtisch. Erst als sie im Halbdunkel danach greifen wollte und ins Leere fasste, erinnerte sie sich daran, dass sie ja keinen Laptop mehr hatte. Sie seufzte und rieb sich die Augen. Sie war unendlich müde und zugleich hellwach. Waren das vielleicht

schon die ersten Auswirkungen ihrer Krankheit? Man würde die Symptome nicht eindeutig zuordnen können: Erschöpfungszustände, Hyperaktivität, Stimmungsschwankungen, körperliches Unbehagen – all das konnte auch andere Ursachen haben. Jennifer weigerte sich anzunehmen, dass es schon so weit war.

Einen Moment lang ließ sie den Kopf hängen, unschlüssig, ob sie wieder ins Bett gehen sollte oder nicht. Und wenn nicht, was sollte sie dann tun?

Ratlos starrte sie in Richtung Fenster. Sie war so müde! Sie würde so gerne schlafen! Aber es war, als wollte ihr Unterbewusstsein ihr etwas mitteilen. Bloß was?

Jennifer seufzte, dann legte sie sich wieder ins Bett, zog ihre Decke bis unters Kinn und kniff die Augen fest zusammen. Ein Schaf, zwei Schafe, drei Schafe, vier Schafe … Ach verdammt, das würde sowieso nicht funktionieren! Außerdem war es viel zu warm. Sie strampelte die Decke zur Seite, aber das brachte nicht viel. Ihre Haare klebten an ihrer Wange. Die Hitze in ihrem Zimmer war einfach eklig. Sie drehte sich auf den Bauch, dann auf die Seite. Öffnete die Augen und starrte an die Decke.

Wie aus dem Nichts kehrte eine Erinnerung an eine ähnlich schwüle Sommernacht zurück – nur war damals noch alles wundervoll gewesen, ihr Leben heil und voller Hoffnung. David hatte neben ihr gelegen und geschlafen, es war für sie beide das erste Mal gewesen, hinterher hatten sie noch gekuschelt und sich geküsst und sich zugeflüstert, wie sehr sie einander liebten. Sie hatte in seinem Arm gelegen und war glücklich gewesen, einfach nur glücklich. Nach einiger Zeit war ihr aufgefallen, dass sein Atem sich beruhigt hatte, und als sie zu David hinüberschaute, waren seine Augen geschlossen und er lächelte im Schlaf. Jennifer hatte sich geborgen bei ihm gefühlt, unverwundbar, traumhaft sicher. Eine Woche später hatten seine Eltern verkündet, dass sie nach Kassel ziehen würden. Mit David.

Die Hitze der Nacht lag wie ein warmer Waschlappen auf ihrem Körper. Genervt stand Jennifer wieder auf, ging zum Fenster und riss es auf, so weit es ging. Kein Lufthauch, aber besser als nichts. Es war sowieso lächerlich, das Fenster geschlossen zu halten, sie wohnten schließlich im dritten Stock. Und wer bei ihr durch das Fenster einsteigen könnte, würde sich auch auf andere Weise Zutritt verschaffen können.

Sie atmete tief durch und versuchte, ihrer Unruhe Herr zu werden. Die Erinnerung an David hatte sie noch weiter aufgewühlt. Sie hatte lange nicht mehr an jene Nacht gedacht. Unwillkürlich breitete sich ein Lächeln auf ihrem Gesicht aus, doch direkt danach pressten sich ihre Lippen aufeinander und sie kämpfte mit den Tränen, genau wie damals, als sie sich vor dem Umzugslaster von David verabschiedet hatte. Sie hatten telefonieren, einander schreiben und sich besuchen wollen, doch letztlich hatte das alles nichts gebracht. Kassel war zwar nur zwei Stunden mit dem Auto entfernt, aber für Vierzehnjährige war das eine unüberwindbare Entfernung.

Sie schüttelte sich, als könnte sie die Erinnerungen auf diese Weise loswerden, dann ging sie sich in der Küche ein Glas Wasser holen. Auf dem Weg zurück in ihr Zimmer nahm sie ihr Handy mit, das auf der Kommode im Flur lag.

Jennifer tippte mühsam *Seibel-Thyreoditis* in das Suchfeld ihres Smartphones. Blödes Korrekturprogramm! Erst im dritten Versuch gelang es ihr, die Zeichenfolge korrekt einzugeben.

Es dauerte eine Ewigkeit, bis die ersten Ergebnisse auf dem kleinen Display erschienen. Sie las mehrere Artikel über ihre Krankheit, erfuhr jedoch wenig Neues. Dann entdeckte sie eine Abhandlung über die Zunahme von Schilddrüsenerkrankungen insgesamt, in der betont wurde, dass die tatsächlichen gesundheitlichen Auswirkungen in Wahrheit reine Schätzungen darstellten, weil es eine hohe Dunkelziffer undiagnostizierter Fälle gab.

Jennifer klickte sich durch zu der Reportage, die als Quelle angegeben war. Ein Experte der Uni Stuttgart erklärte darin: »Wenn Sie sich schlapp fühlen oder aufgeregt, wenn Sie zu den Menschen gehören, die schnell zornig werden oder die sehr lässig durchs Leben segeln, weil ihnen vieles egal zu sein scheint – all das können Folgen einer Schilddrüsenerkrankung sein. Gewichtszunahme, Gewichtsabnahme, hohes Leistungsvermögen, niedriges Leistungsvermögen, guter Stoffwechsel oder schlechter sowie ein möglicher Wechsel zwischen den genannten Befindlichkeiten, all das hängt direkt oder indirekt mit den ins Blut ausgeschütteten Hormonen zusammen. Aber im Normalfall sind die Symptome nicht deutlich und auch nicht störend genug, um zu einer eindeutigen Diagnose zu führen. Untersucht man alle Mitglieder einer statistisch relevanten Stichprobe der Bevölkerung gründlich und umfassend, kommt man auf etwa ein Drittel bislang unbekannter Schilddrüsenerkrankungen. Doch: Die Diagnose selbst hat keinerlei Konsequenz, weil es uns in vielen Fällen noch immer nicht möglich ist, eindeutig festzulegen, ob jemand eben einfach ›schwer gebaut‹ ist oder ob ein hormonelles Problem mitspielt oder gar die einzige Ursache ist.«

Jennifer versuchte, das Gelesene einzuordnen. Letztlich war es simpel. Die Funktionsweise des menschlichen Organismus war viel zu komplex, um sie derzeit zu durchschauen. Außerdem war das Erbgut jedes Menschen anders, sodass die Vergleichbarkeit ohnehin begrenzt war.

Etwas ziellos klickte sie sich durch mehrere Seiten, bis sie an einem Blogeintrag über Sterblichkeitsrisiken hängen blieb. Darin behauptete der Autor, dass die statistische Lebenszeit weltweit zwar zugenommen habe, vor allem dank besserer Hygiene und moderner Arzneimittel. Zugleich aber hätten die Todesrisiken zugenommen: »Autounfälle, Umweltkatastrophen, steigende Verbrechensraten, Zivilisationskrankheiten, all das gab es noch vor

wenigen Generationen nicht oder nicht in diesem Umfang. Ganz zu schweigen von den mangels Langzeitstudien noch unbekannten Risiken von Handystrahlung, Genmanipulation, Ozonloch etc.«

»Was machst du denn da?«, hörte sie plötzlich eine Stimme und zuckte dermaßen zusammen, dass sie das Gleichgewicht verlor und von ihrem Schreibtischstuhl kippte. Jennifer landete auf den Dielen, das Mobiltelefon flog ihr aus der Hand und knallte ebenfalls auf den Boden. Sie stieß vor Schreck und Schmerz einen Schrei aus, obwohl sie bereits erkannt hatte, dass es nur Jonas war, der in ihrer offenen Zimmertür stand.

»Oh mein Gott, hast du mich erschreckt!«, stöhnte sie und legte ihre rechte Hand auf das Brustbein. Sie konnte spüren, wie ihr Herz raste.

»'tschuldigung, das wollte ich nicht.« Jonas schob seine Brille die Nase hoch. Mit verwuscheltem Haar und müdem Schlafzimmerblick sah ihr Bruder wirklich ganz niedlich aus, fand sie. »Ich hab das Licht gesehen«, er deutete auf ihre Schreibtischlampe, »und dachte mir –« Jennifer lächelte und rappelte sich auf. »Kein Problem. War ja nett gemeint. Ich hab dich nur echt nicht kommen hören. Nächstes Mal könntest du vielleicht ein bisschen lauter durch den Flur schweben, okay?«

»Ach, und das hätte dir dann keine Angst gemacht?«

Jennifer schnitt eine Grimasse. »Schon gut, schon gut. Wie auch immer.« Sie griff nach ihrem Handy und hielt es hoch. »Ich konnte nicht schlafen und habe ein paar Sachen nachgeschlagen.« Sie warf einen Blick auf die Uhr auf ihrem Schreibtisch. Halb vier. »Aber weißt du was?« Sie merkte auf einmal, wie müde sie eigentlich war, und gähnte. »Ich glaube, jetzt kriege ich die Kurve und gehe wieder ins Bett!«

»Alles klar«, entgegnete Jonas und lächelte. »Dann schlaf gut.« Er ging und zog die Tür hinter sich zu.

Jennifer brachte das Fenster in Kippstellung, ein Kompromiss

zwischen ihrem unbegründeten Sicherheitsbedürfnis und der immer noch anhaltenden Schwüle, und legte sich zurück ins Bett. Augenblicke später war sie bereits eingeschlafen.

Am nächsten Morgen in der Bahn las sie den Rest des Textes, viel war es nicht mehr. In der Summe, stand da, lebten die Menschen länger, zugleich sei jedoch die Lebensgefahr für den einzelnen größer denn je.

Jennifer runzelte die Stirn. Es klang interessant, aber letztlich nicht schlüssig, und es fehlte jede Form von Quellenangabe oder statistischem Material. Im Grunde war es einfach nur eine These. Koch würde sie gefallen. Sie versuchte, ein Lesezeichen für die URL anzulegen, scheiterte aber an der miniaturisierten Technik und kritzelte die WWW-Adresse schließlich einfach auf die Rückseite einer alten Einkaufsliste.

Den kurzen Fußweg zur Uni nutzte sie, um sich zu sammeln. Ihre persönlichen Probleme hatten hier am Arbeitsplatz nichts zu suchen. Es war schlimm genug, dass sie von dem Einbruch erzählt hatte. Und obwohl sie keine andere Erklärung wusste, war sie noch immer nicht von Kochs Annahme überzeugt, dass es um ihre Arbeit bei RISK ging. Aber entweder er hatte recht – und dann war sie wie er der Meinung, dass sie sich auf keinen Fall einschüchtern lassen durften – oder er hatte unrecht und dann gab es erst recht keinen Grund, nicht ordentlich weiterzuarbeiten.

Sie betrat das unscheinbare Gebäude, in dem sich die Räume von RISK befanden. Während sie auf den Fahrstuhl wartete, schaute sie gedankenverloren durch die Glastür hinaus und bemerkte einen Mann, der sich halb hinter den Stamm einer dicken Eiche zu drücken schien. Aber vielleicht stand er auch nur an den Baum gelehnt und genoss den Sommertag. Langsam wurde sie paranoid. Sie musste unbedingt aufhören, überall Gefahr zu wittern!

Thorge war schon da und schien ebenso schlecht geschlafen zu

haben wie sie. Er war missmutig, unfreundlich, herablassend. Jennifer empfand ihre Zeit als zu kostbar, um sich auf seine kindischen Spielchen einzulassen, und blieb daher ihrerseits auf Distanz.

Sie arbeitete sich durch Kochs Liste, schweifte da und dort ab und folgte einem Gedanken, einer Quellenangabe oder einfach einem interessant klingenden Link. Wobei auch in der wissenschaftlichen Welt galt: Je spannender die Überschrift, desto inhaltsloser war meist der Artikel selbst.

Nach einer Weile zog sie ihren Notizzettel aus dem Portemonnaie und rief den Blogeintrag über die angeblich steigende individuelle Todesgefahr auf. Sie druckte das Dokument und unterstrich die Schlüsselbehauptungen mit einem gelben Textmarker. Das hatte alles mit Risiko zu tun und daher letztlich auch mit Risikomanagement, also fand sie es gerechtfertigt, die Sache im Job weiterzuverfolgen.

»Ich bin heute Mittag zum Essen verabredet«, brach Thorge plötzlich das Schweigen. »Nur damit du nachher nicht auf mich wartest.«

Jennifer schaute auf. Sie hatte ohnehin keine Lust gehabt, mit ihm in die Mensa zu gehen. Aber es gab keinen Grund, jetzt Streit zu suchen. »Alles klar, dann weiß ich Bescheid. Kein Problem«, entgegnete sie.

»Gut. Ich dachte nur, ich sage es dir besser rechtzeitig.« Thorge wischte sich mit dem Handrücken über die Stirn.

»Okay.«

Was war denn jetzt los? Sie waren doch schon öfter getrennt essen gegangen. Na ja, egal.

Nach einiger Zeit stieß Jennifer auf eine kleine informative Goldader. Eine studentische Arbeitsgruppe in Berlin hatte Statistiken über Todesursachen zusammengestellt, geordnet nach Kontinenten, Jahrzehnten, Geschlecht. Sie musste jeweils nur der Quellenangabe folgen, um die Angaben zu überprüfen.

Es war wirklich eigenartig und widersprach ihrer bisherigen Wahrnehmung, aber fast alle der genannten Todesursachen waren in den letzten zehn, zwanzig oder dreißig Jahren signifikant gestiegen. Mehr Menschen starben an Unfällen, Krebs, Aids, Verbrechen, Krankheiten, Infektionskrankheiten durch verschmutztes Wasser, Säuglingssterblichkeit, Strahlenschäden und zahlreiche andere Ursachen als je zuvor. Und zwar absolut wie relativ. Die Gesamtzahl der Opfer einer Todesart nahm demnach ebenso zu wie der prozentuale Anteil der jeweiligen Opfer an der Gesamtbevölkerung.

»Sag mal«, Jennifer schaute in Gedanken versunken von ihrem Monitor auf, »die Weltbevölkerung nimmt doch zu, oder?«

Thorge starrte sie entgeistert an. »Was?«

»Die Weltbevölkerung. Die nimmt zu, es gibt immer mehr Menschen auf der Welt. Wie kann es dann sein, dass der *prozentuale* Anteil von Opfern einer bestimmten Todesart steigt, und zwar durchgängig?«

»Gute Frage!«, hörte sie daraufhin Kochs Stimme. Der Professor trat aus dem Flur in ihr Arbeitszimmer. »Die Gesamtbevölkerung der Welt nimmt tatsächlich immer noch zu, wenn auch langsamer als noch vor einigen Jahren angenommen. Zugleich jedoch sinkt die Geburtenrate nicht nur in den hochzivilisierten Ländern der Ersten Welt, sondern auch in den Staaten der Dritten Welt. Das heißt, wenn die *absolute* Zahl von Todesopfern steigt, ist es durchaus möglich, dass auch die *relative* Anzahl zunimmt.«

»Hm.« Jennifer nickte. »Danke.«

»Kein Problem. Jederzeit«, sagte Koch, nickte Thorge und Jennifer zu und verschwand wieder.

Nachdem Kochs Bürotür ins Schloss gefallen war, sagte Thorge: »Das hätte ich auch gerade noch gewusst.«

»Lass ihn doch«, winkte Jennifer ab.

»Warum willst du das denn wissen?«, erkundigte er sich dann.

»Von Weltbevölkerung steht meines Wissens nichts auf Kochs Fragebögen, oder?«

»Ach, nur so. Ich hatte da eine Idee, aber ich glaube, das funktioniert doch nicht so, wie ich mir das vorgestellt hatte. Vergiss es.«

»Okay. Schon gut. War nur eine Frage«, entgegnete Thorge und schaute auf die Uhr. »Ich geh dann mal los«, verkündete er. »Bis später.«

»Alles klar. Guten Appetit.«

Jennifer überflog noch einige weitere Tabellen, dann machte sie ebenfalls Mittagspause. In der Mensa holte sie sich das vegetarische Gericht, eine Fruchtkaltschale und eine Flasche Mineralwasser. Der Nachmittag verging weitgehend wort- und vollkommen ereignislos. Jennifer häufte jede Menge Daten an, die jedoch alle für sich genommen nichts weiter zu bedeuten hatten und zwischen denen es keinen erkennbaren Zusammenhang zu geben schien. Einige suchte sie auf Kochs Betreiben heraus, bei anderen folgte sie ihrer eigenen Neugier oder Intuition. Als es Zeit war, nach Hause zu gehen, fühlte Jennifer sich ebenso erfüllt wie erschöpft. Ein zufriedenstellender Arbeitstag, alles in allem.

Die drückende Hitze in der Schwebebahn ließ sie an die Disco neulich denken und dass sie einfach so einen Wildfremden geküsst hatte. Sie war immer noch nicht sicher, ob sie ihre Spontaneität bewundern oder es komplett bescheuert finden sollte. Auf alle Fälle hatte sie sich fest vorgenommen, wenigstens noch einmal richtig tollen Sex zu haben, bevor sie abtreten musste.

Jennifer sah sich in der Bahn um, wobei sie versuchte, nicht allzu sehr aufzufallen. Die biederen Wuppertaler um sie herum waren jedenfalls nicht gerade die Kandidaten, die ihr vorschwebten.

Den Heimweg über hing sie dem Gedanken nach, wie sie diesen Wunsch in die Realität umsetzen konnte, und musterte dement-

sprechend alle jungen Männer, die ihren Weg kreuzten, eindringlich. Einer von ihnen, der sich gerade abwandte und in einem Laden verschwand, ließ eine Erinnerung in ihr aufblitzen. Sie bekam sie nicht richtig zu fassen, aber es war keine gute Erinnerung, sondern eine besorgniserregende.

Eine gewisse Nervosität hatte sie erfasst und als sie den stillen Hausflur betrat, fing ihr Herz an, schneller zu schlagen. Sie ging die Treppe hoch und schaute vorsichtig um die Ecke. Und dann sah sie es.

An ihrer Wohnungstür stand in blutroten Buchstaben VERDAMMTE HURE! Die Farbe war noch frisch.

Jennifer wandte sich auf dem Absatz um und rannte die Treppe hinunter. Sie riss die Tür auf und sah sich um. Aber es war niemand zu sehen, der auch nur im Entferntesten verdächtig aussah.

Erschöpft lehnte sie sich an den Türrahmen. Jemand hatte es auf sie abgesehen. Auf *sie*. Aber warum? Was musste sie tun oder wahrscheinlich eher unterlassen, um denjenigen oder diejenigen loszuwerden?

Ein pochender Kopfschmerz breitete sich hinter ihrer Stirn aus.

* * *

Ekhardt Hirschberger riss den Umschlag mit dem Ergebnis der DNA-Analyse auf. Die Desoxyribonukleinsäure war Trägerin der Erbinformationen. Jede Pflanze und jedes Tier verfügte darüber. Ohne DNA kein Leben. Die Gene waren in der berühmten Doppelhelix angeordnet, zwei miteinander verbundene, ineinander verwundene Spiralen. Die DNA, oder auf Deutsch auch DNS, bestand aus Nukleinsäuren, langen Kettenmolekülen, die ihrerseits aus vier Bausteinen, den Nukleotiden, aufgebaut waren. Jedes Nukleotid bestand aus einem Phosphatrest, dem Zucker Desoxyribose und einer von vier organischen Basen namens Adenin, Thymin,

Guanin und Cytosin, die meist mit den Buchstaben A, T, G und C abgekürzt wurden.

Eine vollständige Genanalyse war erst bei wenigen Menschen durchgeführt worden. Sie war aufwendig, teuer und höchst umstritten. Hirschberger hatte bei Jennifer Meyer nur Teile zweier Chromosomen dechiffrieren lassen, von denen er annahm, dass sie eine Disposition für Seibel darstellten – oder eben nicht.

Das Ergebnis bestand aus einer scheinbar endlosen Abfolge der Buchstaben A, T, G und C. Man musste schon möglichst genau wissen, wonach man suchte, immerhin enthielt das größte menschliche Chromosom 247 Millionen Basenpaare in einem durchgehenden DNA-Faden von 8,4 Zentimetern Länge.

Hirschbergers Blick flog über die Seiten. Dann runzelte er die Stirn. Meyers Ergebnis zeigte nicht die erwartete Auffälligkeit, dafür bemerkte er aber eine andere ungewöhnliche Basenabfolge. Er legte die Analyse beiseite und griff nach einem Sammelband wissenschaftlicher Newsletter aus dem vorigen Jahr.

* * *

Am Abend saßen Jennifer und Jonas in der Küche zusammen. Ihr Bruder hatte die roten Buchstaben mit Terpentin von der Tür geschrubbt und dabei lautstark geflucht.

»Wenn dieser Mist wirklich mit dir zu tun hat, dann müssen wir der Sache auf den Grund gehen«, erklärte er und stellte zwei Laptops, die er sich von einem Freund geliehen hatte, auf den Küchentisch. »Man darf sich nicht einschüchtern lassen. Egal, ob als Arbeiter oder als Schwuler, ob als Frau oder Entdecker – Angst und Ignoranz sind die größten Feinde der Freiheit!«

Jennifer grinste. »Mein Bruder, der kleine Revoluzzer!«

Jonas fasste sich zwischen die Beine wie ein Popstar. »Hey! Von klein kann keine Rede sein«, scherzte er.

Jennifer musste lachen und für eine Weile witzelten sie hin und her. Doch schließlich verflog die gute Laune so schnell, wie sie gekommen war.

»Weißt du, ich finde die Arbeit bei RISK wirklich interessant, aber ich kann mir beim besten Willen nicht vorstellen, was wir da Tolles entdeckt haben sollen. Meinst du nicht, wenn wir wirklich so einer großen Sache auf der Spur wären, hätte Koch mal was gesagt? Und vor allem: Warum ist jemand hinter mir her, aber nicht hinter Thorge oder ihm?«

Jonas zuckte mit den Schultern. »Lass uns noch mal ganz von vorn anfangen«, schlug er vor. »Erklär mir einfach genau, was du da den ganzen Tag machst.«

»Ich habe aber eine Verschwiegenheitserklärung unterschrieben«, wandte Jennifer ein.

Jonas seufzte. »Ist das jetzt dein Ernst? Ich will dir helfen und du kommst mir so? Die nächste Hassparole kannst du selber von der Tür kratzen, Schwesterherz!«

»Schon gut. Okay. Du hast recht. Ich kann mir ja auch vorstellen, dass die Daten von RISK – vor allem, von allen Instituten zusammen – für irgendwelche Global Player interessant wären. Versicherungen, Flugzeugbauer, was weiß ich. Aber was hab *ich* damit zu tun? Ich bin doch bloß ein kleines Licht und Koch achtet sehr genau darauf, dass am Ende nur er die endgültigen Zusammenhänge kennt.«

Sie berichtete Jonas von ihrer Arbeit bei RISK. Dass das Institut mit anderen Uni-Spin-offs auf den übrigen Kontinenten verbunden war. Dass sie unter dem Dach von UNO und WHO agierten. Dass es um Gefahrenmanagement ging, von Alltagsrisiken bis hin zu Umweltkatastrophen.

»Im Grunde wollen wir versuchen, der Natur in die Karten zu schauen, damit wir vorher wissen, wo das Aas liegt«, gab sie Kochs Worte wieder.

»Hm«, machte Jonas. »Vielleicht habt ihr irgendwem zu genau in die Karten geguckt?«

»Das mag sein – aber wem? Und warum weiß ich nichts davon? Und wie sollte jemand anders davon erfahren haben? Und warum bin *ich* das Ziel der Übergriffe? Das ergibt doch alles keinen Sinn.« Nachdenklich strich sie sich das Haar hinter die Ohren. »Pass auf, ich zeig dir mal ein paar der Infos, die ich so sammle, dann wird dir, glaube ich, klarer, wie öde das ist.«

Jennifer tippte nacheinander mehrere der Suchanfragen, die Koch ihr aufgetragen hatte, in die Suchmaschine. Natürlich hatte sie von zu Hause aus nur Zugriff auf öffentliche Quellen, nicht auf universitäre oder kommerzielle Datenbanken, aber es war auch so langweilig genug. Zahlen, Daten, Tabellen, wenn man ganz viel Glück hatte, war mal eine Grafik dazwischen.

Nach zehn Minuten hatte Jonas genug. »Mein Gott, ich würde dafür zahlen, mich *nicht* damit beschäftigen zu müssen. Das machst du also den ganzen Tag? Kein Wunder, dass du immer so drauf bist, als hättest du den ganzen Monat lang deine Tage!«

Jennifer boxte ihm kräftig gegen den Oberarm.

»Schon gut, war doch nur ein Scherz!«, versicherte Jonas ihr. Dann stand er auf und holte sich ein Bier aus dem Kühlschrank. »Willst du auch eins?«

Jennifer schüttelte den Kopf. Während ihr Bruder in der Küche verschwand, nutzte sie die Zeit, um ihre E-Mails abzurufen. Dazu war sie heute noch gar nicht gekommen.

* * *

Sie hatte einen neuen Rechner! Und bislang hatte sie ihn noch nicht eingeloggt. Deswegen war der Informationsfluss so dürftig.

Young-Sun starrte wütend auf den Bildschirm, wo alle Suchanfragen aus dem Zwischenspeicher des von Jennifer Meyer genutz-

ten PCs erschienen. Sie gab nicht auf. Sie gab einfach nicht auf – im Gegenteil.

Er atmete tief durch, markierte die Suchworte und kopierte sie in ein neues Dokument. Dann tippte er in Großbuchstaben SCHLUSS JETZT! SOFORT! darüber und druckte die Seite aus.

Laserdrucker waren ein Segen. Sie ließen sich nicht zurückverfolgen.

* * *

Kurz nach elf klingelte es bei Jennifer und Jonas. Sie saßen noch immer am Küchentisch, hatten allerdings die Laptops beiseitegestellt und leise Musik eingeschaltet.

Beide schraken zusammen, als das schrille Klingeln ertönte. Jennifer warf Jonas einen besorgten Blick zu, der erhob sich aber entschlossen und ging langsam in Richtung Wohnungstür. Jennifer folgte ihm in den Flur. Auf der Innenseite der Tür blieb er stehen und lauschte. Nichts zu hören.

Der Türspion war ein kleines Glühwürmchen im Dunkeln. Es klackte draußen und die Treppenhausbeleuchtung erlosch. Sie warteten noch etwa eine Minute, dann hakte Jonas die Sicherheitskette ein und öffnete die Tür einen Spaltbreit. Kein Laut.

Er zog die Tür wieder zu, entfernte die Kette, öffnete sie schließlich ganz und schaltete das Licht im Treppenhaus ein. Vor der Tür stand eine kleine Schachtel. Darauf lag ein Briefumschlag. JENNIFER MEYER stand darauf.

Jonas und Jennifer sahen einander besorgt an. Vorsichtig nahm Jennifer den Brief hoch und zog ein Blatt Papier heraus. SCHLUSS JETZT! SOFORT! stand darauf und darunter fand sich eine vollständige Liste der Suchworte, die sie vor noch nicht einmal zwei Stunden hier an ihrem Küchentisch eingegeben hatte. Ein kalter Schauer lief Jennifer über den Rücken.

Jonas hatte sich zu der Kiste hinabgebeugt und den Deckel angehoben. Als er ein ungläubiges Stöhnen ausstieß, warf auch Jennifer einen Blick auf den Inhalt.

Einen Moment fühlte sie sich, als ob ihr jemand den Boden unter den Füßen wegzöge. Fassungslos schlug sie die Hände vor den Mund und starrte ihren Bruder mit weit aufgerissenen Augen an.

»Wo sind wir hier eigentlich? In einem schlechten Mafiakrimi, oder was?«, versuchte er, die Situation herunterzuspielen, doch Jennifer konnte sehen, dass er trotz seiner vordergründigen Coolness kalkweiß geworden war.

In der Pappschachtel stand eine Plastikschale und darin lag ein Herz. Jennifer hatte noch nie ein echtes Herz gesehen, aber es roch nach Fleisch und Blut, ein wenig erdig, wie beim Schlachter. Selbst wenn das kein Menschenherz war – und ihr Verstand versicherte ihr laut kreischend, dass es kein Menschenherz sein konnte –, so war die Drohung doch unmissverständlich.

»Das ist ein Schweineherz«, sagte der eine Polizist.

»Passiert andauernd«, sagte der andere.

Der eine war groß und dünn, der andere klein und dick. Sie sahen aus wie Komiker, nicht wie Gesetzeshüter.

»Alle paar Wochen bringt irgendein Privatsender eine Reportage über einen Typen, der seiner Ex so ein Ding an die Tür nagelt«, erklärte der Erste.

»Und dann ziehen alle Psychos los und machen es ihm nach, woraufhin wieder neue Berichte gedreht werden«, ergänzte der Zweite.

Sie wirkten beide dermaßen gelangweilt von dem Vorfall, dass Jennifer es kaum fassen konnte.

»Und wie geht es jetzt weiter?«, fragte sie.

»Wir nehmen die Anzeige auf, viel mehr können wir nicht machen«, sagte der Dünne.

»Und wenn er so was noch mal macht, können Sie eine strafbewehrte einstweilige Verfügung gegen ihn beantragen«, schnaufte der Dicke.

»Wer *er*?«

»Na, Ihr Exfreund.« Beide im Chor.

»Wie? Sie glauben, ich weiß, wer das war?«

Die beiden Männer nickten. Jennifer war so sprachlos, dass sie um Worte rang.

»Das kann gar nicht sein«, mischte sich nun Jonas aufgebracht ein. »Meine Schwester hatte seit über einem Jahr keinen Freund!«

Die Polizisten sahen einander an, dann widmeten sie sich wieder ihren Notizen. Der Dünne sah zuerst auf, er schien auch der freundlichere von beiden zu sein. »Wir melden uns, wenn sich etwas ergeben sollte. Aber ganz ehrlich – aus ermittlungstechnischer Sicht ist so was eher ein Dummejungenstreich. Sehr unangenehm für Sie, aber schwerlich nachzuweisen oder strafrechtlich zu belangen.«

»Vielleicht suchen Sie sich einfach einen neuen Freund und der haut dem alten eine rein?«, schaltete der Dicke sich noch mal ein.

Jennifer starrte den Mann entgeistert an. »Ist das Ihr Ernst?«

Der Polizist nickte. Sein Kollege erklärte: »Derartige Fälle lassen sich oft außerhalb der gesetzlichen Wege leichter und effektiver klären.«

»Aber ich habe Ihnen doch schon gesagt, ich weiß nicht, wer dahintersteckt!« Jennifer hatte angesichts der Dreistigkeit der beiden Mühe, ihre Stimme neutral klingen zu lassen. »Das ist es ja gerade, was mir Sorgen macht. Darum haben wir Sie gerufen, damit Sie Fingerabdrücke nehmen können, oder was weiß ich!«

Als hätte er Jennifers Worte gar nicht gehört, tippte der Dicke mit der rechten Schuhspitze gegen die Schachtel mit dem blutigen Schweineherz, die immer noch im Hausflur stand. »Wollen Sie das behalten oder sollen wir es für Sie entsorgen?«

Jennifer riss jetzt endgültig der Geduldsfaden. »Kochen Sie sich doch eine schöne Suppe daraus!«, blaffte sie. »Auf Wiedersehen!« Dann schlug sie die Türe zu.

Mit einem Seufzer ließ sie sich von innen dagegensinken. Die Uhr im Flur zeigte mittlerweile kurz nach halb eins. Es war schwül, heiß, ekelhaft.

Jonas schüttelte den Kopf. »Das war wirklich nicht sonderlich hilfreich«, sagte er.

»Jetzt fang du nicht auch noch an, auf mir rumzuhacken!«, schnauzte Jennifer ihn an. »Diese Sache geht mir echt ganz schön an die Nieren.«

»Ich meinte doch nicht dich, ich meinte *die*«, erklärte Jonas und deutete in Richtung Wohnungstür.

Sie konnten hören, wie sich draußen Schritte entfernten. »Ach so.« Jennifer holte tief Luft, dann stieß sie langsam den Atem aus. »Ich hoffe nur, diese beiden Blödmänner haben die verdammte Schachtel mitgenommen und ich muss mich nicht auch noch darum kümmern. Wozu zahlt Mama schließlich Steuern?!«

»Bestimmt«, versicherte Jonas ihr. »Das wäre sonst echt eine Dienstaufsichtsbeschwerde wert. Mach dir keine Sorgen.«

»Mache ich aber. Ich mache mir immer Sorgen. Ich mache mir Sorgen, wie lange mir noch bleibt. Ich mache mir Sorgen, wie ich das Beste aus meinen letzten paar Wochen oder Monaten herausholen kann. Ich mache mir Sorgen um dich und um Mama. Ich mache mir Sorgen, weil irgendjemand hinter mir her ist, und ich weiß nicht, wer, und ich weiß nicht, warum, aber vielleicht hat es mit meiner Arbeit bei RISK zu tun, vielleicht auch nicht. Ich mache mir Sorgen, dass ich etwas Wichtiges übersehen habe, denn warum sonst sollte das passieren? Und ich mache mir Sorgen, weil jemand eine Liste meiner Suchworte hat.« Jennifer warf Jonas einen unsicheren Blick zu, ehe sie weitersprach. »Ich würde so gern noch etwas Tolles erleben, bevor ich draufgehe. Ich wollte doch die Welt verbessern, deswegen habe ich ja mit dem Studium angefangen, ich wollte etwas erfinden oder auf etwas Sensationelles stoßen und vielleicht stehe ich ganz dicht davor und sehe es nur nicht. Aber warum sieht Koch es dann auch nicht? Und wem könnte es gefährlich werden? Ja, all das macht mir Sorgen, Tag und Nacht, ich kann deswegen manchmal nicht schlafen und zerbreche mir

ständig den Kopf, aber wahrscheinlich gibt es gar keine richtige Antwort und das finde ich eigentlich noch viel bescheuerter, als wenn es eine gäbe und ich nur nicht darauf komme.«

Und dann versiegten ihre Worte und sie ließ sich in Jonas' Arme sinken und begann zu weinen. Endlich. Zum ersten Mal seit der Diagnose.

Jennifer schlief schlecht, die zweite Nacht in Folge. Jonas hatte sie nach ihrem Heulanfall ins Bett gebracht und zugedeckt. Erschöpft war sie weggedämmert, nur um gegen zwei wieder aufzuwachen. Draußen tobte ein Gewitter. Der Hall des Donners ließ die Fensterscheiben erzittern und grelle Blitze zuckten vom Himmel.

An Schlaf war nicht zu denken, aber Jennifer hatte nicht die geringste Lust, wieder auf dem Handy zu recherchieren, und die Laptops fielen derzeit auch aus. Jonas hatte keine Ahnung, wie sich jemand Zugriff auf das geliehene Gerät hatte verschaffen können. Sicherheitshalber hatte er es aber vom Netz genommen und neu formatiert. Schließlich wussten sie noch immer nicht, wer es auf sie abgesehen hatte.

Verfolger, Arbeit, Krankheit, Risiko – Jennifers Gedanken schweiften ziellos umher, fuhren Karussell, ließen sie schwindeln. Irgendwann dachte sie an David und versuchte bewusst, sich ganz der Erinnerung an ihn hinzugeben. Er flüsterte ihr Dinge zu, die er nie zu ihr gesagt hatte, küsste sie an Stellen, zu denen seine Lippen damals nie vorgedrungen waren. Realität und Fantasie vermischten sich, die Bilder drehten sich immer stärker umeinander, bis in ihrem Kopf kein Platz mehr für andere Gedanken war.

Sie ließ sich von der Welle erfassen, stieß bewusst den Atem aus, sank tiefer in die Matratze, hielt die Augen geschlossen und die Finger in ihren Schoß gepresst. Sie spürte, wie sie von einer Welle der Gefühle davongetragen wurde, bis sie schließlich zur Ruhe kam und in einen tiefen Schlaf fiel.

* * *

Am nächsten Tag beging Young-Sun einen großen Fehler.

Normalerweise beendete Jennifer Meyer ihre Arbeit bei RISK zwischen halb vier und vier Uhr nachmittags. Ob es sich dabei nur um eine Tarnbeschäftigung handelte, hatte er bislang noch nicht eruieren können. Glaubte man Thorge, so hatten weder RISK noch sie eine Gefahr für GlobalENJ dargestellt, bevor er versucht hatte, Jennifer auszuforschen. Wobei er noch immer der Überzeugung war, dass mehr dahinterstecken musste – die Auffälligkeiten waren einfach zu groß gewesen. Gehrmann, Hirschberger, die GlobalENJ-Datenbank, irgendetwas wusste sie. Irgendwas war sie auf der Spur. Aber was? Wäre es vielleicht besser, sie einfach auszuschalten?

Vielleicht hatte die Aktion gestern ja auch gereicht, um sie einzuschüchtern. Er würde sie erst mal ein paar Tage im Auge behalten und dann entscheiden.

Young-Sun suchte sich eine Bank auf dem Campus. Er achtete darauf, dass er den Ausgang des Gebäudes, in dem Jennifer arbeitete, gut im Blick hatte, aber umgekehrt von dort aus nicht gleich zu sehen war.

Nach der drückenden Schwüle der letzten Tage hatte der nächtliche Regen die Luft geklärt und eine erfrischende Brise zog durch die Stadt. Der Himmel war blau und nur von ein paar kleinen Schäfchenwolken durchzogen, aber das interessierte Young-Sun nicht weiter. Das einzig Gute an diesem Wetter war, dass die Frauen so erfreulich leicht bekleidet umherspazierten. Ihm war klar, dass seine zunehmenden erotischen Fantasien im Begriff waren überhandzunehmen, und er wusste, dass er etwas dagegen unternehmen musste.

Eine Weile saß er da und beobachtete den Ausgang von RISK, dann schweiften seine Gedanken ab, als sein Blick einer Fahrradfahrerin folgte, die in einem Minikleid mit Blumendruck und Spa-

ghettiträgern an ihm vorbeifuhr. Er meinte sogar, einen Hauch ihres Parfums wahrnehmen zu können. Ihre straffen gebräunten Waden bewegten sich auf und ab und ihr hellblondes Haar strahlte im Sonnenlicht.

Als sie schließlich abbog und er aufschaute, stand Jennifer Meyer wenige Meter vor ihm und machte gerade mit dem Handy ein Foto von ihm. Er wollte die Hand noch vor das Gesicht heben, aber da war es schon zu spät. Sie ließ das Gerät sinken und sagte mit lauter, klarer Stimme: »Sie haben meine Wohnung durchsucht. Ich bin Ihnen im Hausflur begegnet. Und Sie sind der Arzt vom Bahnhof Ohligsmühle.« Sie machte eine Pause, dann setzte sie hinzu: »Dann sind Sie bestimmt auch für die Geschichte von gestern verantwortlich.«

Young-Sun sagte nichts.

»Wer sind Sie? Und was wollen Sie von mir?«, fragte Jennifer schließlich. Er konnte keinerlei Angst aus ihrer Stimme heraushören. Anspannung, ja, und Wissbegierde.

Young-Sun ging im Geiste seine Möglichkeiten durch. Alles abstreiten. Unsinn. Alles zugeben. Lächerlich. Er sah sich um, aber sie waren allein, es gab keine unerwünschten Zuhörer. Leise entgegnete er: »Du bist wirklich ein intelligentes Mädchen. Ich meine es nur gut mit dir. Wirf deine Zukunft nicht weg.«

Jennifer trat einen Schritt zurück. Sie schüttelte langsam den Kopf und entgegnete: »Wissen Sie was? Wenn ich *wüsste*, was ich lassen soll, würde ich es sicher extra nicht lassen. Aber da ich es noch nicht mal weiß, ist alles, was Sie geschafft haben, mich neugierig zu machen.« Sie stieß abschätzig die Luft durch die Nase, wandte sich ab und ging davon.

Young-Sun sah ihr nach. Es war nachlässig von ihm gewesen, sich hierhinzusetzen. Er hatte sie unterschätzt. Und sie war gut, das musste er ihr lassen. Wäre er nicht sicher gewesen, dass sie seinem Arbeitgeber etwas anhängen wollte, hätte er ihr die ratlose

Zivilistin tatsächlich abgenommen. Jetzt aber gab es nur noch eine Lösung.

Er erhob sich und ging Jennifer schnellen Schrittes hinterher.

* * *

Sie musste in Ruhe nachdenken und das konnte sie hier nicht. Wer war dieser Mann? Warum hatte er es auf sie abgesehen? Und da war noch etwas, irgendeine Kleinigkeit, an die sie sich zu erinnern meinte, die sie aber einfach nicht zu fassen bekam.

Weil sie verschlafen hatte, war sie mit der Vespa zur Arbeit gekommen. Gerade als sie sich auf ihren mintgrünen Roller schwang, bemerkte sie, wie der Asiate hinter ihr das Campusgelände verließ. Er sah sich suchend um, dann hatte er sie entdeckt. Jennifer wurde klar, dass mit diesem Mann nicht zu spaßen war.

Er zögerte einen Augenblick, sie nutzte die Chance und gab Gas. Ohne weiter nachzudenken, drückte sie auf die Tube, fuhr fast eine alte Dame auf dem Fahrrad um, zog eine enge Kurve, beschleunigte dann weiter. Sie hörte, wie hinter ihr ein Motor angelassen wurde. Reifenquietschen.

Wo sollte sie hin? Wo wäre sie sicher?

Sie erreichte die Hauptstraße und kreuzte abrupt quer über drei Spuren, hinter ihr stürmisches Gehupe, sie legte sich steil in die Kurve, wich einem überraschend schnellen Wagen auf der Gegenfahrbahn aus, bog dann in eine kleine Einbahnstraße, natürlich entgegen der Fahrtrichtung. Sie schaute sich um, verzog dabei den Lenker nach links und zuckte zusammen, als es vor ihr laut hupte.

Jennifer drehte erschrocken den Kopf nach vorn und bemerkte, dass sie frontal auf einen Kombi zuraste, dessen Besitzerin kalkweiß durch die Scheibe starrte. Der Wagen begann zu schlingern, die Frau versuchte, eine Vollbremsung hinzulegen, das Heck brach zur Seite aus, der Wagen stellte sich quer zur Fahrbahn und Jenni-

fer blieb nichts anderes mehr übrig, als zu versuchen, links an dem Auto vorbeizukommen. Sie gab Gas, klammerte sich am Lenker fest, zog wenige Millimeter am Außenspiegel des Kombis vorbei, holperte den Bürgersteig hoch, verlor für einen Moment beinahe die Kontrolle über die Vespa und schlingerte auf eine Schaufensterscheibe zu. Im letzten Moment fing sie sich dann aber doch, glücklicherweise war der Bürgersteig leer. Sie gelangte wieder ins Gleichgewicht. Neben ihr, hinter ihr quietschte es noch immer, aber leiser jetzt, der Wagen stand fast.

Schneller jetzt, weg hier, feuerte sie sich an. Sie musste die Ablenkung nutzen, um ihren Verfolger abzuhängen, sie flitzte vom Bürgersteig wieder auf die Straße, um die nächste Ecke, noch eine, dann erreichte sie den Eingang eines kleinen Parks. Sie stoppte die Vespa hart, schob sie zwischen die Büsche, wartete.

Niemand kam. Sie war in Sicherheit.

Erst jetzt merkte sie, wie schnell und abgehackt ihr Atem ging. Sie schaute den Spazierweg entlang, am Ende war ein kleiner Spielplatz zu sehen. Kinder turnten über die Spielgeräte, Mütter saßen auf den Bänken und plauderten.

Lebte man glücklicher, wenn man nicht wusste, wie viel Zeit einem noch blieb? Träfe sie selbst andere Entscheidungen, wenn sie keine Ahnung hätte, dass ihr nur noch ein paar Monate blieben? Hoffentlich nicht, dachte Jennifer.

Sie blickte in die andere Richtung, rechts und links die Straße hinunter. Ein paar Autos, Fahrradfahrer, Fußgänger. Ein beschaulicher Nachmittag. Alles wie immer.

Sie wartete noch zwei, drei Atemzüge, dann schob sie ihre Vespa auf den Hauptweg zurück. Sie konnte nicht nach Hause, so viel war klar. Aber wohin dann? Einen Augenblick lang spielte sie mit dem Gedanken, in das leer stehende Haus ihrer Mutter zu fahren – Kindheit, Geborgenheit. Aber der Mann, der hinter ihr her war, wusste viel zu viel über sie.

Dann kam ihr eine Idee.

Der Vater ihrer besten Schulfreundin war bei einer Alarmanlagenfirma. Er hatte die erste Schließanlage mit Fingerabdruckleser in der ganzen Gegend. Mal sehen, ob ihr Abdruck noch darin gespeichert war.

Das Haus von Saras Eltern lag am hinteren Ende des Grundstücks. Weit und breit war niemand zu sehen, nur ein Nachbar mähte den Rasen, aber hier in den Randlagen Wuppertals mähte immer irgendwer den Rasen. Das war ein Teil der Geborgenheit ihrer Kindheit. Und zugleich ein Teil des beklemmenden Vorstadtidylls, dem sie vor zwei Jahren entflohen war. Das Haus ihrer eigenen Eltern befand sich nur zwei Straßen weiter.

Vorsichtshalber sah sie hinter dem Haus nach, als würden mögliche Gangster, die es auf sie abgesehen hatten, dort sitzen und Zigarettenpause machen. Zu viele schlechte Krimis, ganz klar.

Keiner da. Auch das Haus wirkte verlassen. Saras Eltern arbeiteten tagsüber in der Firma und da Sara geschwisterlos war, standen Jennifers Chancen gut, dass sie niemanden antreffen würde. So konnte sie in Ruhe nachdenken und überlegen, wie sie nun weiter vorgehen sollte.

Jennifer schaute sich ein letztes Mal um, dann legte sie ihren Zeigefinger auf das Schließanlagen-Lesegerät neben der hinteren Tür zur Garage. Tatsächlich: Es piepste, es klickte, dann konnte sie rein. Sie schob die Vespa neben sich her, zog sorgfältig die Tür hinter sich zu und rüttelte sogar noch einmal daran.

Die Garage war, wie bei allen hier in der Gegend, schon lange zur Abstellkammer verkommen: Gartenmöbel, Rasenmäher, Kartons mit Weihnachtsschmuck und Osterdeko, Farbeimer, Kisten voller Kabel, Saras alte Inlineskates, eine Werkbank, ein Staubsauger fürs Auto. Sie stellte ihre Vespa dazu. Dann ging sie durch die Verbindungstür ins Haus.

Im Flur blieb Jennifer kurz stehen und lauschte. Kein Ton zu hören. Entweder hatte der Nachbar die Gartenarbeit eingestellt oder die Dreifachverglasung, die Saras Eltern vor acht Jahren hatten einbauen lassen, war doch besser, als sie dachte. Damals wollten Sara und sie nur weg von hier, sie saßen in Saras Zimmer, schmiedeten Fluchtpläne und hofften, ihr eigenes Leben zu beginnen – die Fenster der Eltern waren ihnen reichlich egal. Aber weit weg hatte sie es nicht geschafft – und daran würde sich wohl auch nichts mehr ändern. Im Gegensatz zu Sara, die für ein Jahr nach Australien gegangen war. Sie schrieben sich alle paar Wochen E-Mails.

Jennifer ging die Treppe hoch in Saras altes Zimmer, sackte auf das Bett, ließ sich nach hinten fallen und schloss erschöpft die Augen. In was für einen Wahnsinn war sie da hineingeraten? Sie versuchte, zur Ruhe zu kommen und die Sache logisch zu durchdenken. Auf jede Frage gibt es eine Antwort – man muss sie nur finden.

Vollkommen überrascht zuckte Jennifer zusammen, als es im Erdgeschoss laut donnerte. Sie schoss hoch von dem Bett, sah sich panisch um, hechtete dann raus in den Flur, presste sich flach an die Wand und spähte die Treppe hinunter. Licht fiel aus Richtung der Haustür in den Flur. Ein leichter Rauchschleier zog durch die Luft. Dann waren Schritte zu hören, leise aber deutlich. Sie sah Männer in dunklen Overalls durch den Flur huschen, einen, zwei, drei hintereinander. Der erste flitzte direkt in die Küche, der zweite bog ab ins Wohnzimmer, der dritte schaute einmal hoch in ihre Richtung und ihr Herz blieb stehen, aber er bemerkte sie nicht und folgte dann seinen Kollegen.

Das Haus verfügte über eine offene Bauweise, sodass es leicht zu durchsuchen war, und sie wusste, dass ihr nur noch ein paar Sekunden blieben, vielleicht eine Minute. Auf Zehenspitzen schlich sie zurück in Saras Zimmer, vorbei am Bett ihrer Freundin, zum

Fenster. Sara hatte es durchaus als Vorteil gesehen, dass ihre Freunde abends über das Garagendach bei ihr einsteigen konnten.

*Woher wissen die, wo ich bin?* Sie hatte doch sogar die Vespa sicherheitshalber versteckt. Es blieb jedoch keine Zeit, darüber nachzudenken.

Jennifer packte den Fenstergriff und wollte ihn ruckartig zur Seite drehen, aber das blöde Ding ließ sich nicht bewegen – abgeschlossen! Ein stechender Schmerz schoss durch ihr Handgelenk, so heftig war ihre Bewegung gewesen. Verdammt, was jetzt?

Die Scheibe einzuschlagen, fiel wegen der Dreifachverglasung aus – es war unmöglich und falls das Glas doch zerspringen sollte, wäre es viel zu laut. Hörte sie bereits Schritte auf der Treppe? Sich im Schrank zu verstecken, war lächerlich, das klappt nie, dort würde jeder zuerst nachsehen. Diese Typen waren gründlich.

*Klick.* Eine Erinnerung tauchte in ihrem Gehirn auf. Sara hatte einmal ihren damaligen Freund bei sich übernachten lassen. Als sie am Morgen die Schritte der Eltern gehört hatten, waren sie auf ein perfektes Versteck gestoßen. Am folgenden Wochenende hatten Sara und Marc ihr gezeigt, wie sie unentdeckt geblieben waren: Marc war gertenschlank und hatte sich auf den Schrank geschwungen, dessen oberer Abschluss mit einer breiten Zierblende versehen war. Er hatte sich einfach hinter der Holzleiste zusammengerollt wie ein Schlangenmensch.

Noch während Jennifer den Gedanken zu Ende führte, stand sie schon auf dem Bett, packte entschlossen die Oberkante des Kiefernholzschranks, holte Schwung und riss ein Bein hoch. Sie traf mit den Zehen die Kante, verzog schmerzlich das Gesicht, während sie sich weiter nach oben zog, darum bemüht, nicht zu fallen. Sie hatte gerade eben genug Schwung und landete wie ein nasser Sack auf der Oberseite des Kleiderschranks. Sie duckte sich, quetschte sich unterhalb der Zimmerdecke in den Staub, krümmte sich, machte sich klein und unsichtbar. Dummerweise war ihr Ge-

sicht der Wand und ihr Rücken dem Zimmer zugewandt. Staub wirbelte um sie herum, gelangte in ihren Mund und ihre Nase, brannte in den Augen.

Sie überlegte gerade, ob sie sich umdrehen sollte, als auch schon Stiefelschritte die Treppe hochpolterten. Die Männer näherten sich durch den Flur, Türen wurden aufgerissen. Sie hörte jemand atmen. Konnte er ihren Rücken sehen? Hatte sie beim Absprung eine Einbuchtung auf dem Bett hinterlassen? Die Muskeln ihres Rückens spannten sich reflexartig, als wollten sie eine Art Schutzpanzer bilden. Sie wappnete sich gegen einen Schlag, der einfach kommen musste, kniff die Augen zusammen.

Die Schranktüren wurden aufgerissen, sie hörte Klamotten durchs Zimmer fliegen und fürchtete schon, dass der Mann gleich den ganzen Schrank umkippte, so wie in ihrer WG. Sie hörte sein wütendes heiseres Schnauben, dann verpasste er einer der Schranktüren einen heftigen Tritt, dessen Vibrationen auch sie durchzuckten, und stieß einen gedämpften Fluch in einer Sprache aus, die sie noch nie gehört hatte.

Seine Schritte entfernten sich. Doch Jennifer wagte nicht, locker zu lassen, sie lag zitternd und verkrampft auf dem Schrank und traute sich nicht einmal zu weinen, bis sie nach zehn oder fünfzehn Minuten Stimmen vor dem Haus hörte, die sich entfernten, dann einen Motor, schließlich Stille. Sie schloss die Augen und stumme Tränen liefen über ihre staubigen Wangen.

Jennifer robbte an den Rand der Schrankoberkante, schob ihre Beine und den Po über die Holzblende, hing einen Moment im Nichts, stieß sich dann ab und purzelte zu Boden. Sie stürzte und schlug sich den Kopf an Saras Bettkante. Sie biss die Zähne aufeinander und stemmte sich hoch. Sie musste weg hier. Jonas warnen, vielleicht auch ihre Mutter. Direkte Verwandte der Zielperson – so dachten Geiselnehmer, Terroristen und Sicherheitspolizisten doch alle.

Mit wackligen Knien lief Jennifer die Treppe nach unten. Ein Sprengsatz hatte die Haustür aus den Angeln gerissen, sie lag mitten im Flur. Sie betrachtete den Schaden, als wäre sie eine Expertin der Spurensicherung. Dann riss sie sich zusammen. Sie musste hier weg.

Sie ließ das Garagentor hochrattern, schob ihre Vespa nach draußen, schloss das Tor hinter sich, fuhr die Auffahrt entlang und bog rechts ab, obwohl sie noch gar nicht wusste, wohin sie nun eigentlich fahren sollte.

Plötzlich hörte sie den Motor eines Wagens hinter sich aufheulen. Instinktiv schaute sie sich um, obwohl ihr der Schreck über den nur knapp vermiedenen Zusammenstoß von vorhin noch in den Gliedern saß. Ein Van mit getönten Scheiben versuchte, einen weinroten Jetta zu überholen, an dessen Steuer eine alte Oma saß.

Jennifer gab Vollgas – nur wohin, wohin sollte sie fahren? Sie kannte die Gegend wie ihre Westentasche, sie war hier aufgewachsen, aber sie hatte den totalen Blackout. Da! Ein kleiner Fußweg führte zwischen zwei Hausreihen hindurch, er verband die Straße mit der nächsten. Früher war das ihre Abkürzung zum Spielplatz gewesen.

Ohne weiter nachzudenken, riss Jennifer den Lenker herum, holperte über die Bürgersteigkante, die Felge des Hinterrades krachte bei vollem Tempo auf den Stein. Hinter ihr war eine Vollbremsung zu hören und den Bruchteil einer Sekunde fürchtete sie einen Knall, den sie nicht hören würde, weil die Kugel schneller war als der Schall.

Sie raste den Plattenweg hinunter, flitzte zwischen den Garagen hindurch, kreuzte, ohne abzubremsen, auf die Straße, wich im letzten Augenblick einem Fahrradfahrer aus und wandte sich dann entschlossen nach links. Wenn sie ihr folgten, dann mussten sie von rechts kommen, weil ihnen die Verkehrsführung in diesem Wohngebiet keine andere Wahl ließ. Außerdem gabelte sich linker

Hand bald die Straße, mehrfach sogar, somit potenzierten sich die Varianten immer weiter, sodass es für ihre Verfolger immer schwerer würde, sie aufzustöbern. Und solange sie dann nicht zu Jonas nach Hause fuhr, war alles okay – obwohl, von »okay« konnte unter diesen Umständen wohl keine Rede sein. Doch es war gerade auch nicht der richtige Zeitpunkt, um darüber nachzudenken. Verdammt! Wie so oft wünschte Jennifer sich, sie könnte ihr Gehirn abschalten. Zu viele Gedanken, zu schnell, aber momentan einfach nicht die richtigen.

Jennifer bog ein paarmal ab, danach ging ihr Atem langsamer und ihr Herzschlag normalisierte sich ebenfalls. Es dämmerte und sie überlegte, wo sie hinsollte. Außer ihrer Geldbörse samt Ausweis, Geld und Bankkarten sowie ihrem Handy hatte sie nichts dabei.

Vielleicht sollte sie doch einfach zurück in die WG fahren. Erstens waren sie da schon gewesen und zweitens waren sie dann zu zweit. Oder vielleicht doch nicht?

Das war das Dumme an ihrem blöden Hirn. Sie konnte die möglichen Schachzüge anderer schnell und weit vorausberechnen, konnte verschiedenste Taktiken und Variationen durchdenken, konnte Probleme wunderbar analysieren – aber was brachte ihr das, außer mehr Unsicherheit? In ihrer Gedankenwelt war mehr möglich als bei anderen, aber viel weniger erschien logisch und sinnvoll.

Einfach anzuhalten, kam ihr zu gefährlich vor, obwohl es keinen Grund dafür gab. Statistisch gesehen wäre es viel vernünftiger, stehen zu bleiben, als ziellos umherzufahren und damit die Gefahr zu vergrößern, rein zufällig erneut den Weg ihrer Verfolger zu kreuzen.

Plötzlich erreichte sie einen Ort, an dem sie die schönsten und intensivsten Stunden ihrer Kindheit verbracht hatte: den Skatepark Hendelohstraße. Es musste ihr Unterbewusstsein gewesen

sein, das sie hierhergeführt hatte, denn erst als sie das Graffiti-Schild über dem Eingang sah, wurde ihr klar, wo sie sich befand. Und obwohl es keinen Anlass dafür gab, fühlte sie sich tatsächlich gleich viel sicherer. Es war, als tauchte sie wieder in die selbstvergessenen Momente ihrer Jugend ein, wenn sie auf dem Brett stand und Flips, Slides und Grinds übte.

Drei Jugendliche standen vor dem Eingang und starrten sie an, als käme sie aus Spießerhausen. War sie wirklich schon so alt?

Nachdem sie ihren Helm abgenommen hatte, stellte sie die Vespa ab und ging auf die drei zu. Gern hätte sie ein Gespräch mit ihnen angefangen, aber sie wusste nicht recht wie und die Jungs waren erkennbar nicht daran interessiert. Einer von ihnen rauchte, einer kaute Kaugummi, der dritte hörte mit einem Kopfhörer Musik. Alle drei starrten sie wortlos und misstrauisch an. Vielleicht hatte sie doch keine Lust, sich mit ihnen zu unterhalten.

»Is' schon zu«, sagte der Raucher dann aber freundlich, als sie gerade die Hand nach dem Metalltor ausstrecken wollte. »Nach sieben.«

Jennifer schaute den Typen überrascht an. Er trug eine kaputte Jeans, dreckige Sneakers und eine löchrige Kapuzenjacke, der übliche Aggro-Aufzug. Aber er klang nett und wirkte entspannt.

»Gibt's Henning noch?«, fragte Jennifer neugierig.

»Logisch. Ich glaub, wenn der aufhört, machen sie den Laden zu«, sagte der Typ mit dem Handy.

»Wahnsinn. Ich hab damals gedacht, er muss schon uralt sein. War er aber dann wohl gar nicht«, entgegnete sie.

»Im April hat er seinen Fünfundfünfzigsten gefeiert«, meldete sich der Kaugummikauer zu Wort. »Und er steht immer noch auf'm Deck. Besser als mancher Anfänger.« Seine Stimme klang respektvoll.

Plötzlich krachte und knirschte es. Die drei Jungs wurden blass und guckten entgeistert. Jennifer wirbelte herum. Der schwarze

Van mit den getönten Scheiben hatte ihre Vespa umgefahren und schleifte diese nun langsam mit sich, während er auf sie zukam. Die Beifahrertür öffnete sich und obwohl der Wagen noch rollte, schob schon jemand ein Bein heraus.

»Sorry!«, sagte Jennifer, warf ihren Helm beiseite und schnappte sich das Board des Rauchers. Er war nicht nur der am coolsten gestylte der drei, sondern hatte auch das beste Equipment. »Kriegst du wieder.«

Inzwischen kam es ihr vor, als bestünde ihr Hirn aus Mus. Sie brachte keinen vernünftigen Gedanken mehr zustande und ihr Körper schien nur noch aus Angst und Adrenalin zu bestehen. Sie rannte los, beugte sich vor, ließ die Rollen auf den Boden prallen, sprang auf das Board und stieß sich mit aller Kraft ab.

Wie waren sie ihr gefolgt? Woher wussten sie, wohin sie gefahren war? Das konnte kein Zufall sein! Panisch klopfte sie ihre Taschen ab, während sie immer weiter beschleunigte. Sie flitzte um die nächste Ecke, zog ihr Handy aus der Tasche und warf es in den nächstbesten Vorgarten. Entweder daran oder an ihrer Vespa musste ein GPS-Sender kleben.

Weiter, weiter, schneller! Jennifers Beine gaben das Tempo vor, als hätte sie erst gestern das letzte Mal auf dem Board gestanden. Alles kam zurück, die Geschicklichkeit, das Tempo, die Unmittelbarkeit des Asphalts.

In einiger Entfernung hörte sie einen Motor aufheulen, begleitet von einem widerlichen metallischen Knirschen. Ha! Sie hatten ihre Vespa kaputt gemacht, aber sich damit selbst ein Bein gestellt, weil sich der Roller unter der schweren Karosserie verkeilt hatte. Geschah ihnen recht.

Weiter, weiter. Zwei Ecken, drei, vier, eine längere Gerade, dann erreichte Jennifer den Marktplatz und stoppte keuchend das Skateboard. Der harte Kunststoffschutz auf der Unterseite ratschte über den Asphalt. Beinahe verlor sie das Gleichgewicht. Panisch sah sie

sich um. Sie hatte vielleicht zwei, höchstens drei Minuten Vorsprung. Wo würden ihre Verfolger sie am wenigsten vermuten? Wo war sie sicher – wenigstens für kurze Zeit?

Rechts führte eine kleine Straße in Richtung Fußgängerzone, wo um diese Uhrzeit bestimmt noch jede Menge Leute unterwegs waren. Sie konnte sich einfach bei McDonald's reinsetzen, der war garantiert videoüberwacht. Ihre Verfolger würden es bestimmt nicht wagen, sie vor Zeugen aus einem Fast-Food-Restaurant zu zerren.

Ihre Augen wanderten zur Straße auf der linken Seite, die schmaler war als der Zugang zur Fußgängerzone. Ein Schäferhund pinkelte gegen eine Hauswand. Der Besitzer des Hundes stand daneben und rauchte. Eine der Straßenlampen flackerte. Inzwischen war es dunkel geworden. Ganz hinten leuchteten Buchstaben über einer Tür: SCH ARZER ADL R. Darunter, kleiner: GASTH F UND PENSION.

Jennifer spitzte die Ohren. In der Abendluft trugen die Geräusche weit. Sie konnte einen Motor hören, der von Sekunde zu Sekunde lauter wurde. Sie kamen. Aber wie nah waren sie schon?

Egal, wo auch immer sie in der Fußgängerzone Zuflucht suchte, sie würden auf sie warten. Es wäre nur eine Rettung auf Zeit. Und das war genau das Problem. Sie brauchte Zeit, um einen Plan zu entwickeln und Jonas zu verständigen.

Als ihr Blick erneut an dem Pensionsschild hängen blieb, kam ihr eine Idee. Sie sprang auf das Board und stieß sich wieder ab. Die Sohle ihres Turnschuhs fand nicht genug Halt und einen Augenblick schien es, als würde das Brett ihr unter den Füßen davonflutschen und wegrollen. Wenn sie jetzt einen Fehler beging, stürzte, war alles aus. Hektisch gab sie ein zweites Mal Schwung, fand ihr Gleichgewicht und sauste durch das Halbdunkel.

Ihr Selbstbewusstsein kehrte zurück. Sie legte sich in die Kurve, durchquerte wie ein Blitz die Fußgängerzone. An deren Ende be-

fand sich eines dieser langweiligen Nobelhotels, in denen ihre Mutter früher so gern mit ihnen brunchen gegangen war. Als sie noch eine Familie waren. Dort wurden regelmäßig auch die Gäste der Company untergebracht. Entschlossen sprang Jennifer von ihrem Board, strich sich die Haare glatt, atmete einmal tief durch und betrat dann die Lobby.

Marmor und Glas. Blumengestecke. Leises Klaviergeklimper. In der 4-Sterne-Welt hatte sie sich noch nie wohlgefühlt, da war sie ganz Clemens' Tochter. Ihr Vater hatte hier auch immer ausgesehen wie ein Fremder.

Der Concierge starrte sie missbilligend an. Jeans. T-Shirt. Turnschuhe. Ein zerschrammtes Skateboard mit einem Totenkopf darauf. Aber als sie den Namen ihrer Mutter sowie die zugehörige Kundennummer samt Passwort nannte, hieß er sie so begeistert willkommen, als hätte er den ganzen Tag nur auf sie gewartet.